

**Volkskirche in der Krise?
Religionssoziologische Aspekte**

oder

**Erwägungen zur gegenwärtigen Lage des protestantischen
Christentums in Deutschland samt einigen Bemerkungen zum
Impulspapier des Rates der Evangelischen Kirche in
Deutschland „Kirche der Freiheit“**

Karl-Fritz Daiber

Graubuch

**Meinen Gratulanten zum 6. August 2006
August 2006
Durchgesehen Februar 2007**

Inhalt

Vorbemerkung

Zur Veränderung der Fragestellung der Evangelischen Akademie Oldenburg

Schwerpunkt im weiteren: die evangelischen Landeskirchen

Gegenwärtige Hauptprobleme

Bevölkerungsentwicklung und Lebensformen

Allgemeine Bevölkerungszahlen

Zuwanderung

Singles

Aus- und Eintrittsverhalten

Finanzprobleme

Spirituelle Schwächen

Gottesdienstbeteiligung

Lebensdeutung

Religiöses Selbstverständnis und individuelle religiöse Praxis

Migranten

Zukunftschancen

Neue Wichtigkeit der Religion

Das Leben feiern – ein Beitrag der Religion zur Lebensgestaltung

Emotionalität und Erlebnis - Wider die Omnipotenz der rationalen Lebensorientierung

Gelebte Nächstenschaft als erkannte Herausforderung

Lokale Gemeinden als Basisstruktur religiösen Lebens

Die kommenden Aufgaben angehen: Stärken ausbauen

Ortsgemeinden

Lebensfeste

Jahresfeste und ganz besondere Feste

Charismatisches versus rationales Christentum

Nächstenschaft

Das zentrale Kriterium: Kirche als „Dienstgemeinschaft“

Zukunftsperspektiven in der Wahrnehmung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

Die Sprache des Arbeitspapiers

Visionen in Prozentwerten

Ortsgemeinden

Konklusion

Vorbemerkung

Der reichlich umständliche Titel hängt mit der Vorgeschichte dieser Studie zusammen. Sie sollte ursprünglich als Referat im Rahmen einer Tagung der Evangelischen Kirche von Oldenburg für Kirchenvorsteher und Synodale gehalten werden. Der Studientag, bei dem auch Präses i. R. Manfred Kock sprechen sollte, stand unter dem Thema „Diaspora in Deutschland – werden wir zu Minderheitskirchen?“ Am Freitag, 23. Juni 2006, sollte er stattfinden. Mangels Beteiligung wurde er abgesagt. Wegen der Absage habe ich die Ausarbeitung meines Referats am 17. Juni abgebrochen.

Man kann spekulieren, warum es zur Absage kam. Der naheliegendste Grund war die Fußballweltmeisterschaft. Auch wenn die deutsche Mannschaft nicht spielte, bildeten die im Fernsehen angebotenen Spiele ein Zeitraster für die Tage. Freie Interessen waren absorbiert. Einer, der sagen konnte: „Noch keines der Spiele habe ich gesehen“, war eine Ausnahmeerscheinung. So könnte es gewesen sein. Oder aber auch anders? Sind die in Kirchen und Gemeinden Verantwortlichen der Krisenanalysen müde? Suchen sie nicht mehr das Positive, die Anzeichen des Endes der Krise? An eben jenem 23. Juni, an dem die Tagung hätte stattfinden sollen, fand sich in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung auf Seite 1 ein Artikel mit der Überschrift: Evangelische Kirche in Not – Präses der Landeskirche in Westfalen kündigt drastische Kürzungen an /“Harte Probe“: An allen Ecken und Enden fehlt das Geld. Also doch kein Ende der Krise?

Letztlich hat diese Meldung mich dazu gebracht, mein geplantes Referat zu Ende zu schreiben, nein, eher neu zu konzipieren. Weitere Informationen drängten in die gleiche Richtung, vor allem ein Perspektivenpapier der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Zur Veränderung der Fragestellung der Evangelischen Akademie Oldenburg

Das ursprünglich vorgegebene Thema fragte nach Entwicklungen der Kirche in Richtung bestimmter Szenarien, die mit den Begriffen „Diaspora“ und „Minderheitskirchen“ umschrieben wurden.

Diaspora meint: Kirche in der Zerstreuung. „Diaspora“ assoziiert so etwas wie „punktuelle Inselkirche“. So weit sind wir längst nicht. Noch verfolgen die beiden Großkirchen das flächendeckende Versorgungsprogramm, wie es seit dem 9. Jahrhundert in Europa gilt, das der Parochien oder örtlichen Kirchengemeinden und des jeweils für einen örtlichen Bereich zuständigen Pfarramts. Änderungen zeichnen sich im ländlichen Bereich des nördlichen Ostdeutschlands am ehesten ab. Hier wird sich vermutlich am schnellsten die Frage stellen, ob kirchliche „Versorgung“ in der Gestalt eines Parochiensystems noch durchgehalten werden kann.

Minderheitskirchen sind wir in vielen Teilen Deutschlands wirklich schon, in den neuen Bundesländern zumal. Aber darüber hinaus die Protestanten in katholischen Gebieten, die Katholiken in evangelischen. Doch was heißt schon „Minderheitskirche“?

Indonesien, das ich vor kurzem besuchte, hat knapp zehn Prozent Christen. Sie gelten dort als einflußreich. Man sagt, die Christen seien zwar eine Minorität, aber eine wichtige.

Minderheitskirchen können für eine Gesellschaft von großer Bedeutung sein. Hierzulande hat der Begriff Minderheitskirche eher die Tendenz, gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit zu signalisieren. Trotz aller schrumpfenden Zahlen wird das Christentum in Europa in den nächsten hundert Jahren nicht zur Bedeutungslosigkeit versinken, dazu ist die abendländische Kultur zu sehr mit dem Christentum verflochten.

Ich sage dies, weil es notwendig ist, einer Situation des Wandels – und darum handelt es sich – sich nicht ängstlich zu stellen, sondern selbstgewiß und nüchtern, man könnte auch sagen, glaubensgewiß, aber zugleich realitätsorientiert.

Auf beide Begriffe, den der Diaspora und den der Minderheitskirche habe ich im weiteren verzichtet. Sie setzen eine bestimmte Krisenwahrnehmung, zumindest der Vermutung nach, voraus, damit produzieren sie aber zugleich eine Wahrnehmungsrichtung, die Krisenhaftes verstärkt sieht.

Volkskirche? Dem ursprünglichen Thema entsprechend sollte es um die Volkskirche gehen. Auch im Blick auf diesen Begriff melde ich eine gewisse Skepsis an. Was ist das, die Volkskirche? Der Begriff als solcher ist eine fast ausschließlich

deutsche Bezeichnung kirchlicher Situation. Im skandinavischen Raum ursprünglich evangelischer Staatskirchen kann auch noch von Volkskirchen gesprochen werden. Ins Englische ist der Begriff so gut wie nicht eindeutig übersetzbar. Er hat kein sprachliches Äquivalent.

Der deutsche Begriff der „Volkskirche“ ist zudem ein Begriff aus der protestantischen Tradition. Er meint so etwas wie: evangelische Kirche ist Kirche im Volk, durch das Volk, für das Volk. So jedenfalls wurde er im 19. Jahrhundert verstanden. In diesem Sinne ist Kirche auch immer Kirche einer christlichen, oder gar protestantischen Bevölkerungsmehrheit gewesen.

Lange habe ich den Begriff Volkskirche bevorzugt verwendet. Seit den frühen siebziger Jahren bedeutete er für mich, wie für viele anderen Theologen von damals, das Signal eines Aufbruchs, der Anknüpfung auch an ältere Traditionen: Die Kirche war nicht der fromme Zirkel einer in sich geschlossenen Minderheit. Sie hatte Aufgaben für die Gesellschaft. Und diese scheinbar so säkularisierte Gesellschaft hatte Erwartungen an die Kirche und ihre Pfarrer. Der Dualismus von Kirche *und* Gesellschaft, das absolute Gegenüber zwischen beiden, war theologisches Konstrukt. Die Kirche war vielmehr *in* der Gesellschaft, mit ihr in zugewiesenen Aufgaben verflochten. So hat es beispielsweise der Soziologe Joachim Matthes den Theologen eingeprägt. Ich selbst war damals Pfarrer in einem württembergischen Landstrich, in dem die Kirche wirklich Teil der örtlichen Gesellschaften war. Nicht pietistisch oder barthianisch ausdifferenziert. Die Leute gehörten einfach zu ihr, bejahten sie, die einen mehr, die anderen weniger, nur wenige überhaupt nicht. Sie war Volkskirche. Dies mußte nur wahrgenommen und auch theologisch bejaht werden.

Heute verwende ich den Begriff der Volkskirche nur zurückhaltend. Ganz trifft er die Situation nicht mehr. Wenn Zukunftsperspektiven religionssoziologisch gedacht werden, muß man eher von der Gesamtsituation des Christentums in Deutschland ausgehen.

Damit setze ich einen veränderten Wahrnehmungsakzent: Nicht nur evangelische Kirchen, nicht nur die katholische Kirche, nicht nur katholische und evangelische Kirchen zusammen, sondern eine Vielzahl großer und kleiner und sehr kleiner christlicher Gemeinschaften machen das Christentum heute aus. Das Christentum in Deutschland ist vielfältiger geworden, als es noch vor dreißig Jahren war. Vielleicht

war es in Ansätzen auch damals schon so, wir haben es nur nicht wahrgenommen, auch nicht wahrnehmen wollen. Die anderen waren die Katholischen, so jedenfalls noch nach 1945, oder die Sekten, die man nur kritisch zu beobachten hatte.

Möglicherweise bedingt dies die Krisenwahrnehmung mit, daß die großen Kirchen weniger als früher Monopolstellungen haben. Nicht einmal hinsichtlich des privilegierten Status der Körperschaft des öffentlichen Rechts sind katholische Diözesen und EKD-Kirchen die einzigen so verfassten religiösen Institutionen.

Die Mitgliederzahlen, d.h. die Anzahl der formalen Mitglieder, nicht der aktiven, werden nach wie vor von den großen Blöcken bestimmt, den katholischen Bistümern und den evangelische Landeskirchen. Nach wie vor ist die religiöse Landkarte durch die Kirchen geprägt, die früher Staatskirchen waren. So gibt es beispielsweise ein umgrenzbares katholisches „Oldenburg“ und ein „evangelisches“.

Die kleineren Gruppierungen sind organisatorisch uneinheitlich Sie repräsentieren unterschiedliche Richtungen. Quantitativ sind sie nicht von Gewicht, aber sie formen ihre Mitglieder.

Wie gesagt, das Christentum in Deutschland wird durch die Traditionskirchen repräsentiert, die nach wie vor mitgliederstark sind, aber im allgemeinen prägungsschwach. Das gilt grundsätzlich für die Katholiken wie für die Protestanten. Für letztere gilt, daß die prägenden Einflüsse schwächer sind als bei den Katholiken.

Schwerpunkt im weiteren: die evangelischen Landeskirchen

Gegenwärtige Hauptprobleme

Bevölkerungsentwicklung und Lebensformen

Allgemeine Bevölkerungszahlen

Die Kirchen als gesellschaftliche Großorganisationen haben zwangsläufig Anteil an der allgemeinen Bevölkerungsentwicklung. Wenn die deutsche Wohnbevölkerung abnimmt, nimmt auch die Anzahl der Kirchenmitglieder ab. Die Erhaltung des Bestandes an Kirchenmitgliedern wäre bereits ein Wachstumsprozeß: Die Kirchenmitglieder würden prozentual an der Gesamtbevölkerung dann nämlich

zunehmen, nur so könnten die derzeitigen absoluten Zahlen gehalten werden. Damit ist indessen nicht zu rechnen. Aller Wahrscheinlichkeit nach schlägt die demographische Entwicklung auf die Kirchen durch: Seit Jahren ist die Anzahl der Todesfälle wesentlich größer als die Zahl der Geburten. Dies hat Folgen auch für den Altersaufbau der Bevölkerung und damit der Kirchenmitgliedschaft.

Zuwanderung

Über Jahre hinweg hat die Gesamtzahl der in Deutschland lebenden Menschen durch Zuwanderung zumindest leicht zugenommen. Heute liegt der Anteil derer mit Migrantenhintergrund bei fast einem Fünftel (Leben in Deutschland, Haushalte, Familien und Gesundheit – Ergebnisse des Mikrozensus 2005, hg. v. Statistischem Bundesamt, Wiesbaden 2006, hier: 73 und 74). Unter den Migranten sind die Protestanten nicht besonders stark vertreten. Das heißt, die Zuwanderung führt nicht zu einem Anwachsen der protestantischen Kirchenmitglieder, jedenfalls nicht in den EKD-Kirchen. Es kommt hinzu, daß die deutschen Ortsgemeinden Migranten, die Protestanten sind, kaum Heimat bieten können. Die evangelischen Gemeinden haben immer noch einen schwach ausgeprägten Gemeinschaftscharakter. So kommt es zu eigenen Gemeindenbildungen unter den Migranten. Entsprechende Tendenzen gibt es bei den Katholiken auch, aber sie sind deutlich schwächer ausgeprägt.

Singles

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist das veränderte Partnerschaftsverhalten. Frauen und Männer leben häufiger allein, als es früher der Fall war, und zwar gerade jüngere Männer und jüngere Frauen. Einfamilienhaushalte haben zugenommen (Mikrozensus 2005, 13).

Sieht man von den Seniorensingles ab, so bedeutet die Zunahme von Singles in der mittleren bzw. jüngeren Generation dies, daß sich auch Kontakte zu örtlichen Kirchengemeinden reduzieren. Örtliche Kirchengemeinden sind mit am stärksten auf die bezogen, die im örtlichen Leben relativ verwurzelt sind. Dies trifft für städtische Singles oft nicht zu, auch nicht für Ehepaare oder Lebenspartner, die kinderlos sind. Selbst für die religiöse Praxis im biographischen Lebensablauf ist dies nicht folgenlos. Kinder oder Jugendliche im Konfirmandenalter haben für Eltern oft eine Brückenfunktion zum Leben der örtlichen Gemeinden. Sie tragen zur Verwurzelung

im örtlichen Lebensbereich bei. Fehlen sie, fehlen Impulse zur stärkeren Wahrnehmung örtlicher Kontakte, auch von Kontakten zur Kirchengemeinde.

Aus- und Eintrittsverhalten

Kircheneintritte und Kirchenaustritte beruhen auf individuellen Entscheidungen. Indessen sind sie immer von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mitbestimmt. Die persönliche Plausibilität des Kirchenaustritts bzw. Kircheneintritts muß in der Regel auch eine gesellschaftliche Rückendeckung haben.

Die beiden großen Kirchenblöcke in Deutschland sind gleichermaßen von diesen Fluktuationsprozessen hinsichtlich ihres Mitgliederbestandes betroffen, die Katholiken weniger als die Protestanten.

Empirische Basis für die Hinweise auf die Situation in den evangelischen Landeskirchen ist im folgenden die korrigierte Fassung der „Statistik über Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Jahr 2002, vom Dezember 2004.

Im Jahr 2002 zählten die EKD-Kirchen 26,2 Millionen Mitglieder. Im Berichtsjahr stehen den 174 227 Austritten 58 851 Eintritte gegenüber. Die Austritte machen 0.7 Prozent der Gesamtzahl der Kirchenmitglieder aus, die Eintritte entsprechen 0.2 Prozent. Im Jahr 2004 wurden 141 567 Austritte gezählt (0.6 Prozent). Diesen standen 61 744 Aufnahmen einschließlich Erwachsenentaufen gegenüber (0.2 Prozent) (Zahlen 2004: EKD, Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Jahr 2004, Januar 2006).

Dies bedeutet also, daß die Austritte nach wie vor für die Mitgliedschaftsbewegung relevanter sind als die Eintritte.

Die Austritte sind zwischen 1995 und 2004 zurückgegangen. Anfang der neunziger Jahre erreichten sie eine Höhe von etwa 290 000. Austritten. Zwischen 1997 und 2002 kamen sie durchschnittlich immer auf etwa 0.7 Prozentpunkte. Die Eintritte lagen in den gleichen Jahren bei regelmäßig 0.2 Prozentpunkten. Damit pendeln sie um die Marke von knapp 60 000 Eintritten.

Einige bemerkenswerte Sachverhalte sind in diesem Zusammenhang festzustellen:

Die Kirchenaustritte übersteigen die Kircheneintritte auch in den ostdeutschen Landeskirchen, obwohl diese erhebliche Schrumpfungsprozesse schon hinter sich

haben. Der quantitative Abstand zwischen den Austritten und den Eintritten ist aber geringer.

Vergleicht man die westdeutschen Landeskirchen untereinander, so weisen etwa Baden, Bayern und Württemberg leicht unterdurchschnittliche Austrittsraten auf (0.6 Prozent, 2002). Die Eintrittszahlen entsprechen dem EKD-Durchschnitt von 0.2 Prozent. Regionale Kirchlichkeitstraditionen, möglicherweise auch das ausgeprägtere konfessionelle Nebeneinander von katholischer Kirche und evangelischen Landeskirchen, scheinen hier wirksam zu sein, allerdings nur schwach ausgeprägt. Die württembergische Pietismusprägung führt kaum zu erkennbaren Einflüssen auf das Aus- und Eintrittsverhalten.

Von größerem Einfluß sind allgemeine gesellschaftsstrukturelle Gegebenheiten, also etwa der Anteil großstädtischer Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung.

Zu den nach wie vor bemerkenswerten Sachverhalten zählt nicht zuletzt das Faktum der Mitgliederfluktuation durch Austritte und Eintritte an sich, stellen diese doch Akte bewußter Entscheidung von Einzelnen dar, beruhen also nicht auf Traditionslenkung wie im Falle von Kindertaufen.

Die genannten Auffälligkeiten machen Versuche der Erklärung notwendig.

Die Möglichkeit des Kirchenaustritts gibt es in Deutschland erst seit 1847. Damals wurde in Preußen die Gesetzesgrundlage für den Kirchenaustritt geschaffen. Mit dem Kirchenaustritt war die Befreiung von Abgabepflichten an die Staatskirchen verbunden. Es waren primär nicht atheistische Bewegungen, die die Neuregelungen erzwangen, sondern freireligiöse Gruppierungen. Von großer Bedeutung war dieser Gesetzgebungsschritt vor allem auch für protestantische Freikirchen wie Methodisten und Baptisten.

Kirchenstrukturell gesehen war dies eine große Veränderung. Waren die evangelischen Landeskirchen und die katholische Kirche bislang insofern „staatsähnlich“ strukturiert, als man aus ihnen im Prinzip nur durch äußere oder innere Emigration austreten konnte, näherten sie sich jetzt Vereinen an, die man durch Entscheidung verlassen konnte. Noch beruhte der Eintritt in die Kirche nicht auf der Entscheidung von einzelnen für sie, sondern durch Aufnahme in sie, und zwar durch den Akt der Taufe, in der kirchlichen Ordnung als Kindertaufe verstanden und praktiziert. Erst im 20. Jahrhundert entstanden ausgesprochene Wellen des Kirchenaustritts. Anhaltende hohe Austrittszahlen bestehen seit Anfang der 1970er Jahre. Jetzt setzte sich bei einzelnen Bevölkerungsgruppen das Bewußtsein durch, daß man die Mitgliedschaft in Kirchen nach dem Muster der Mitgliedschaft in

Vereinen behandeln kann, eben durch Austritt und Eintritt, wobei der Eintritt nach wie vor stark traditionsorientiert geprägt war. Ganz selbstverständlich ist die Praxis der Kindertaufe heute nicht mehr, wohl aber immer noch von großer Bedeutung.

Die Wahrnehmung der Kirche als Organisation führt unter anderem dazu, daß Austritte zu einer bleibenden Begleiterscheinung geworden sind. Dies bedeutet, die Kirchen müssen versuchen, ihre Mitglieder zu halten, müssen sie immer wieder neu für die Kirche zu gewinnen.

Austritte haben nicht nur direkte Folgen, sondern sind indirekt von Bedeutung, wie es gerade in Ostdeutschland deutlich wird: Das nichtreligiöse Umfeld wächst, der Entscheidungsdruck, Mitglied einer christlichen Gemeinde zu bleiben oder zu werden, steigt ebenfalls, die Traditionsbindung verringert sich. Es gehört nicht einfach mehr dazu, Mitglied einer Kirche zu sein. Diese Situation wird vermutlich auch in Westdeutschland zunehmen, so daß weiterhin mit einer Zahl von Kirchenaustritten gerechnet werden muß, die durch Eintritte oder Wiedereintritte nicht abgefangen werden kann.

Finanzprobleme

Die geschilderten Problemlagen haben erhebliche Rückwirkungen auf die Einkünfte der großen Kirchen, die vorrangig aus Kirchensteuermitteln stammen, deren Erhebungssatz an staatliche Steuern gebunden ist, vor allem an Lohn- und Einkommensteuer. Wer beides nicht zahlen muß, beteiligt sich in der Regel auch nicht an der Finanzierung der Kirchen.

Der erhöhte Finanzbedarf des Staates wird bislang weitgehend über die Erhöhung indirekter Steuern gedeckt. Damit gehen die Kirchensteuereinnahmen relativ zu den Steuereinnahmen des Staates zwangsläufig zurück.

Über lange Jahre war dieses Steuermodell erfolgreich. Im Grunde ist es, trotz aller Einschränkungen, bis heute nicht ersetzbar, allenfalls ergänzbar. Die Ablösung des staatlichen Kirchensteuereinzugs hätte mit langjährig gewachsenen Mentalitäten zu kämpfen: Eine Kirchenfinanzierung wie etwa die in den USA ist in Deutschland mentalitätsmäßig nicht abgesichert.

Der geringer werdende finanzielle Spielraum der großen Kirchen hat schon heute deutliche Auswirkungen. Die beiden wichtigsten sind die Versorgung der Gemeinden mit hauptberuflichen Mitarbeitern und eng damit verbunden die Dichte der lokalen Kirchengemeinden.

Zwei Beispiele seien genannt:

Die Pfarrstelle einer weitgestreuten Kirchengemeinde in Ostfriesland mit weniger als 2000 Mitgliedern wurde auf eine halbe Stelle reduziert, der betreffende Pfarrer muß weitere Aufgaben im Umfeld übernehmen. Dies ist nur tragbar, wenn die Arbeit der Freiwilligen in der Gemeinde steigt, das Engagement eines organisatorischen Kernes zunimmt.

In Hannover wurde, so gemeldet im Juni 2006, die Gustav-Adolf- Kirche verkauft, die Gemeinde Leinhausen mit der benachbarten Kirchengemeinde Herrenhausen zusammengeschlossen, dies bei einem Bestand von nach wie vor 1200 Mitgliedern in Leinhausen. Die Gemeinde der Gustav-Adolf-Kirche war in den 1960er Jahren im Zusammenhang mit dem Programm „überschaubare Gemeinde“ entstanden. Es ist damit zu rechnen, daß derartige Strukturveränderungen weitere Verluste im Bereich der Beteiligung von Kirchenmitgliedern am kirchlichen Leben nach sich ziehen werden.

Spirituelle Schwächen

Gesellschaftlicher Wandel, Finanzierungsprobleme wie innerkirchliche Strukturveränderungen könnten leicht hingenommen werden, wenn die spirituelle Kraft eines Großteils der Kirchenmitglieder die Kirchen stabilisieren würde. Dies ist aber genau nicht der Fall.

Gottesdienstbeteiligung

Der Gottesdienst am Sonntagvormittag ist nach kirchlichem Selbstverständnis und nach der Tradition so gut wie aller christlichen Kirchen in der weiten Welt die zentrale Zusammenkunft einer christlichen Gemeinde. Er ist Abendmahlsfeier und

Auslegung der Bibel in der Predigt. Wie beteiligen sich die evangelischen Christen in Deutschland an dieser Zusammenkunft?

Nach der EKD-Statistik von 2003, veröffentlicht 2006, entspricht die Zahl der Gottesdienstbesucher an einem durchschnittlichen Sonntag 3,8 Prozent der Kirchenmitglieder.

Im protestantischen Deutschland war lange Zeit der Karfreitag als Tag der Kreuzigung Jesu der Hauptfeiertag im Jahresablauf. 2003 entsprach die Zahl der Gottesdienstteilnehmer am Karfreitag 4,6 Prozent. Wichtigste Gottesdienstfeier ist heutzutage der Heiligabend mit einer Beteiligung von 34,7 Prozent der Kirchenmitglieder. Daß sich hier einschneidende Verlagerungen vollzogen haben ist unübersehbar. Dabei muß man zudem davon ausgehen, daß die Beteiligung an normalen Sonntagen schwankt. Vielfach, bei besonderen Ereignissen auf Gemeindeebene, kommt es zu einer höheren Beteiligung. Oft wird aber nicht einmal die angegeben Marke erreicht, dies gilt für die norddeutschen Landeskirchen mehr als für die süddeutschen.

Die geringen Beteiligungszahlen sind auch darauf zurückzuführen, daß Menschen, die kirchlich hoch engagiert sind, nicht mehr an jedem Sonntag im Gottesdienst sind. Die Sonntagsgestaltung ist vielfältiger geworden. Die Abhängigkeit von subjektiven Bedürfnislagen hat auch bei ihnen zugenommen.

Lebensdeutung

Gesangbuch und Bibel waren über Jahrhunderte hinweg Bücher, in denen einzelne und Familien Sprache gefunden haben für die Deutung des Lebens. Dies ist heute kaum mehr der Fall. Die Gesangbücher sind zwar unendlich voluminös geworden, aber die Sprache des Glaubens findet sich im Alltag selten. Ein Blick auf veröffentlichte Todesanzeigen lässt dies leicht erkennen. Die katholische Tradition ist hier ungebrochener, aber nur graduell. Auch hier gilt, daß die Suche nach individuellen Ausdrucksmöglichkeiten die christliche Symbolik verdrängt. „Auferstehung und ein ewiges Leben“ ist zwar eine Formulierung des Bekenntnisses. Oft sprechen aber nicht einmal die Pfarrer an den Särgen davon.

Religiöses Selbstverständnis und individuelle religiöse Praxis

Die sozialwissenschaftlichen Institute in Deutschland führen alle zwei Jahre eine repräsentative Befragung der Menschen in Deutschland zu unterschiedlichen Lebensbereichen durch. Die Ergebnisse werden unter dem Titel: „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS)“ veröffentlicht. Die Untersuchung aus dem Jahr 2002 hatte einen Schwerpunkt beim Thema „Religion“. Eine konfessionsspezifische Auswertung wurde von Wolfgang Lukatis vom Pastoralsoziologischen Institut Hannover, heute Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, durchgeführt. Um die innere Vielfalt der deutschen Landeskirchen zu zeigen, beziehe ich mich auf dieses bislang unveröffentlichte Material.

Fast 30 Prozent der Mitglieder evangelischer Landeskirchen in Westdeutschland bezeichnen sich deutlich als „nichtreligiös“, in Ostdeutschland sind dies noch mehr (33 Prozent). Dem entspricht, daß 30 Prozent der westdeutschen Kirchenmitglieder sagen, sie würden nicht an Gott glauben (Ostdeutschland: knapp 20 Prozent). Diese Christen glauben weder an einen persönlichen Gott noch an ein „höheres Wesen“. Annähernd die Hälfte sagen von sich, sie würden nicht oder eher nicht einer religiösen Lehre folgen (Ostdeutschland: 42 Prozent). Die „konkrete Hilfe Gottes“ haben im Westen annähernd 60 Prozent selten oder nicht erfahren (Osten: ebenfalls etwa 60 Prozent). Der Gottesdienst wird von den westdeutschen Kirchenmitgliedern ebenfalls von 60 Prozent eher selten oder überhaupt nicht besucht (Osten: 64 Prozent). Eine kirchliche Beerdigung wünschen im Westen 12 Prozent nicht, im Osten sind dies 20 Prozent. An ein Leben nach dem Tod glauben im Westen 56 Prozent der Evangelischen nicht, im Osten sind dies 72 Prozent.

An zwei weiteren Indikatoren soll der interreligiöse Vergleich, den ALLBUS ermöglicht, hinzugenommen werden:

Zunächst geht es um die persönliche Einschätzung als religiös bzw. nicht religiös:

Ausgesprochen „religiös“ schätzen sich in Westdeutschland 7 Prozent der Befragten, die einer evangelischen Landeskirche angehören, ein. Unter den Mitgliedern evangelischer Freikirchen sind es 43 Prozent, unter den römisch-katholischen Christen sind es 13 Prozent, unter den Mitgliedern anderer christlicher Gemeinschaften 39 Prozent und unter Angehörigen nichtchristlicher Religionen sind es 37 Prozent. In Ostdeutschland sind die entsprechenden Werte bei den landeskirchlichen Protestanten mit 11 Prozent höher, ebenso bei den Katholiken (21 Prozent).

Fragt man nach der Regelmäßigkeit des Gebets, so sehen die Antworten der Befragten, wenn es um das *tägliche* Gebet geht, so aus: In Westdeutschland beten täglich von den landeskirchlich Evangelischen 17 Prozent, von den freikirchlich Evangelischen 46 Prozent, von den römisch-katholischen Christen 29 Prozent, von denen, die einer anderen christlichen Gemeinschaft angehören, 47 Prozent und von denen, die einer nichtchristlichen Religion zugehören 43 Prozent. In Ostdeutschland weichen die Werte geringfügig ab. Klare religiöse Profile bilden sich heute also jenseits der christlichen Großkirchen, am profilschwächsten sind die landeskirchlichen Protestanten.

Mit diesen Fragekomplexen wurden verschiedenen Dimensionen religiösen Glaubens zu erfassen versucht. Nicht einmal die grundlegende Aussage des Glaubens an Gott wird einhellig getragen. Kurzum, wären die Landeskirchen nur auf die Religiosität ihrer Mitglieder gegründet, wären sie viel kleiner als sie heute sind. Auffällig ist, daß die zahlenmäßig kleineren Landeskirchen Ostdeutschlands völlig ähnliche Tendenzen aufweisen. Der Schrumpfungsprozeß verändert diese Situation in den Landeskirchen also nicht. Man kann aber davon freilich ausgehen, daß Menschen, die den tradierten Glauben der Kirche nicht teilen, eher zum Kirchenaustritt neigen als diejenigen, die das tun.

Migranten

Informativ und für Zukunftsentwicklungen bedeutsam mag ein Blick auf die religiöse Situation derer sein, die in Deutschland leben und einen Migrationshintergrund haben (Mikrozensus 2005: Menschen mit ausländischer Staatsangehörigkeit, zugewanderte Aussiedler und solche, die inzwischen eingebürgert sind, sowie Menschen mit mindestens einem aus dem Ausland zugewanderten Elternteil). Hierzu liegen im Blick auf das Bundesland Nordrhein-Westfalen die Ergebnisse einer am Lehrstuhl für Religionswissenschaft der Universität Bochum durchgeführten und 2006 veröffentlichten Untersuchung vor (www.religion-plural.org). Unter den befragten Menschen mit Migrationshintergrund stellen die Muslime mit einem Anteil von 37 Prozenten die stärkste Gruppierung dar, römisch-katholisch sind 17 Prozent, evangelisch sind 11 Prozent, kleineren protestantischen Gemeinschaften gehören 3.5 Prozent an. Unter allen kommen die Angehörigen der kleinen protestantischen

Gemeinschaften auf den höchsten Quote von solchen, die in religiösen Vereinigungen engagiert sind, nämlich 100 Prozent, unter den landeskirchlichen Protestanten sind es 20 Prozent, unter den Muslimen 50 Prozent und unter den Angehörigen der römisch-katholischen Kirche sind es 80 Prozent. Das schwache religiöse Engagement der landeskirchlich Evangelischen ist also auch im Migrantenumfeld besonders ausgeprägt, dies in starkem Gegensatz zu den Angehörigen kleiner protestantischen Gemeinschaften.

Das Gesamtmuster ist ziemlich deutlich: Weitaus die schwächsten Sozialbindungen entwickelt der landeskirchliche Protestantismus und dies sowohl im Blick auf die Gesamtmitgliedschaft wie unter der Migrantenbevölkerung. Die Ergebnisse von Nordrhein-Westfalen würden sich vermutlich in den anderen Bundesländern bestätigen lassen.

Die Zuwanderung nach Deutschland ist im Augenblick zurückgegangen. Vermutlich ist aber eher wieder mit Anstiegen zu rechnen. Allenfalls das katholische Christentum zieht daraus Mitgliedergewinne. Insgesamt kommt es eher zu einer Stärkung des Islam und zu einer weiteren Pluralisierung der religiösen Szenen, in diesem Fall zu einer wachsenden Präsenz der Weltreligionen in Deutschland

Zukunftschancen

Es ist nicht zu übersehen, daß den Veränderungen, die von den Kirchen als kritische Herausforderungen erfahren werden, Gegebenheiten gegenüberstehen, die zukünftige Entwicklungen positiv beeinflussen können. Im folgenden soll es darum gehen, eine Reihe solcher Entwicklungen zu benennen.

Neue Wichtigkeit der Religion

Von Zukunftschancen des Christentums in Deutschland sprechen zu können hängt mit einer veränderten Stellung der Religion im Geflecht öffentlich bedeutsamer Lebensäußerungen zusammen. Zwar war die Situation der Kirchen nie so pessimistisch einzuschätzen, wie es häufig im Binnenraum der Kirchen geschah, aber trotzdem war die Tendenz zur Marginalisierung des Christentums in der öffentlichen

Wahrnehmung unübersehbar. Dies ist zum Teil immer noch so. Dafür ein Beispiel: Die Verfolgung christlicher Gemeinden in islamischen Staaten, auch in Staaten wie China oder Nordkorea ist kaum als ernsthaftes Thema auf den Tagesordnungen der westdeutschen Medien. Auch hier zeichnen sich indessen Veränderungen ab, und zwar genau im Kontext eines gewachsenen Interesses an Religion.

Dieses neue Interesse speist sich aus individuellen Bedürfnissen der Daseinsinterpretation und damit des bewußten Umgangs mit persönlichen Schicksalen. Es speist sich auf der öffentlich-politischen Ebene aus der steigenden Wichtigkeit kultureller und damit eben religiöser Traditionen für das Entstehen von Konflikten in den unterschiedlichen Weltregionen (Kampf der Kulturen).

Beide neuen Relevanzfelder sind jedoch nicht unbedingt von positiver Bedeutung für die Zukunft des Christentums in Deutschland. Auf der individuelle Ebene verknüpft sich das Interesse an Religion mit dem Anspruch des freiheitlichen, und dies heißt nichtdogmatischen Umgangs mit ihr. Dem gegenüber stehen die Kirchen unter dem Verdacht eines nur mehr dogmatisch gebundenen Christentums, dessen doktrinäre wie sozialen Grenzziehungen als Individualitätseinschränkend erlebt werden.

Auf der politischen Ebene, und dort auch mit Rückwirkungen auf die individuelle, wird das Gesamtfeld von Religion leicht über ihre Negativitäten wahrgenommen: Religionskriege, geduldete soziale Unterdrückung, einschließlich der Beschränkung der Rechte der Frauen, Verschränkung von christlicher Mission und Kolonialismus sind Erinnerungsstücke, die sich im kollektiven Gedächtnis manchmal überraschend vorurteilsbehaftet behaupten. Der fundamentalistische Islam wie das fundamentalistische Christentum werden von daher zu Repräsentanten von Religion ganz allgemein.

Das neue Interesse an Religion birgt Zukunftschancen für die christlichen Kirchen zwar in sich, aber keineswegs so umfassend, daß es die Kirchen euphorisch stimmen dürfte. Es ist davon auszugehen, daß es sich auf die Entwicklung einer institutionellen Zugehörigkeit zu religiösen Gemeinschaften kaum auswirkt. Positive Auswirkungen können allenfalls indirekt von Bedeutung sein: Religion und damit christliche Religion ist ein zu diskutierender Gegenstand. In solchen Prozessen kann dann auch die positive Seite individuellen Glaubens wie der öffentlichen Präsenz der Kirchen entdeckt werden. Die neue Wahrnehmung von Religion verändert jedenfalls das Gesamtklima, das für das Lebensrecht religiöser Gemeinschaften wirksam wird.

Das Leben feiern – ein Beitrag der Religion zur Lebensgestaltung

Zukunftschancen der Kirchen liegen gerade in Traditionen, die sie nun seit 2000 Jahren verwalten: indem sie Gott als den Grund des Lebens und Heils feiern, als den Grund der Befreiung und der Zukunft, feiern sie zugleich das Leben, sie setzen Zeichen der Hoffnung. So emphatisch können Christen anderer Erdteile allein schon von ihren Sonntagsgottesdiensten reden. In Deutschland ist der Gottesdienst oft nur ein Fest, wenn man theologisch korrekt aber faktisch übertreibend vom „Gottesdienst feiern“ redet. Viele Gottesdienste sind alltäglich höhepunktslos. Die Konfirmanden sind da die ehrlichsten Gottesdienstteilnehmer, wenn sie ihre Schwierigkeiten mit dem Kirchengang bekennen.

Was das Christentum zu einer Festkultur in besonderer Weise beigetragen hat liegt eher im Bereich zweier anderer Ausdrucksformen, im Bereich der christlichen Hochfeste und dort, wo die Veränderungen des Lebens festlich begangen werden, und zwar auch und nicht zuletzt durch die lebenszyklischen Gottesdienste.

Was ist das für ein festliches Treiben, wenn in Südeuropa die Patroziniumsfeste gefeiert werden. Die Reliquien des Ortsheiligen werden durch Städte und Dörfer getragen. Die Menschen feiern die Nähe des Göttlichen in ihren Messen. Und sie freuen sich aus diesem Anlaß des Lebens, früher, zum Teil heute noch, als Ausgleich eines dürftigen Lebens, mit Singen und Tanzen und Spielen und Kaufen.

Glaube man nur nicht, das gäbe es in Deutschland nicht, bis zum heutigen Tag gibt es dies. Ende Juli wird in Paderborn das Libori-Fest gefeiert, traditionsreich und modern: „Kirche – Kultur - Kirmes – Europafestival“. Und die Leute kommen, freuen sich am Fest und begehen es je auf ihre Weise. Mehr als einmal im Jahr kann man es nicht feiern.

Die Sehnsucht nach dem Fest gibt es ja auch bei den Protestanten. Darum gehen sie so gern am Heiligen Abend in die Kirche. Und für manche ist der Kirchentag ihr Kirchenfest. Längst ist dieser nicht nur Diskussionsforum, sondern eben Fest, in alten und neuen Ritualen begangen.

Offenbar braucht es zum Fest die feiernde Gemeinschaft, so etwas wie die Fan-Meilen-Gemeinschaft einer Fußballweltmeisterschaft. Feste überschreiten den Alltag. Man kann sie nicht Woche für Woche feiern, einmal im Jahr, einmal in vier Jahren. Dann kann einer davon zehren oder sich darauf vorbereiten. Gelingende Feste sind

Tage und Stunden „miteinander geteilter Gefühle“, so hat Karl Otto Hondrich jüngst das Geschehen um die Fußballweltmeisterschaft 2006 beschrieben (Karl Otto Hondrich, Geteilte Gefühle, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29.Juli 2006, Nr. 174, Seite 8).

Wie wichtig Feste gerade in Religionen sind, lehren uns die Hindus. Auf Bali haben im Frühjahr 2006 meine Frau und ich Beobachtungen angestellt: Sie feiern einmal im Monat ein großes Fest. Die Zahl der kleinen, auch der Familienfeste, ist überbordend.

Bis heute haben in Deutschland die von den Kirchen begleiteten biographischen Feste große Bedeutung. Auch wenn die Beteiligung rückläufig ist, ist sie immer noch überraschend hoch. Die Chance der Kirchen liegt darin, daß sie über Formen und Sprachen für das Begehen solcher Festtage verfügen, für die Taufe der Kinder, die Konfirmation der Jugendlichen, immer noch auch für Paare, die die Ehe wagen. Welch hohes Gut menschlicher Kultur ist es, daß wir von unseren Toten mit einem festlichen Ritual Abschied nehmen.

Die Gestaltung dieser Feste ist nicht mehr regelmäßig in der Hand der Kirchen. Oft werden andere „Anbieter“ gesucht, werden eigene, ganz individuelle Formen entwickelt. Jedenfalls genügen die liturgischen Sprachmuster der Agenden nicht mehr. Das Ritual muß auf die Personen hin geöffnet werden. Beteiligungsmöglichkeiten sind gefragt. Die eigene Sprache muß sich finden lassen.

Emotionalität und Erlebnis - Wider die Omnipotenz der rationalen Lebensorientierung

Max Weber hat in den Religionen eine Basis für die Rationalisierung der Welt gesehen. Rationale Dogmatiken, rationale Ethiken und die strukturierten Formen der Selbstreflexion zeigen die Richtigkeit dieser Sichtweise. Immer sind die Religionen in ihren Festen und Feiern, in ihrem gesamten rituellen Handeln zugleich Orte geblieben, an denen der emotionale Umgang mit der Lebenserfahrung gepflegt, zugelassen und kanalisiert worden ist. Angesichts der Rationalisierung des Alltags scheinen erlebnisorientierte, eben den Alltag durchbrechende Erfahrungsmodi für die Menschen neu bedeutsam geworden zu sein. Darum will das Leben gefeiert werden. Darum wird aber auch gesteigerte Emotionalität als Erfahrungsmodus neu

gesucht, und darum sind die Formen des religiösen Erlebnisses, des kollektiven wie des individuellen, für nicht wenige Menschen wichtig geworden.

Kirchliche Religiosität enthält Potentiale eines Erlebnischristentums. Allerdings verhindert gerade die protestantische Tradition die Aktivierung solcher Potentiale. Das Erlebnischristentum verwirklicht sich im Spektrum des deutschen Protestantismus in der Regel nur in einzelnen Gemeinden, in Freikirchen oder in freien charismatischen Gemeinden. Man muß nur einmal eine deutsche charismatische Gemeinde besucht haben, um zu verstehen, wie sich religiöses Erleben artikuliert: in der singenden und betenden Gemeinschaft, im Erfahren von Gemeinschaft, im Zulassen emotionaler Äußerungen von Angst, Freude und Ergriffensein, im Zungenreden. Das globale Wachstum des Christentums geht heute auf diese Gemeinde- und Kirchenformen zurück. In Deutschland zeigen sich mehr und mehr Spuren dieser globalen Frömmigkeitsbewegung. Möglicherweise drängen sie die Großkirchen zurück. Und dies aus einem weiteren Grund, nämlich wegen ihrer Distanz zu den Traditionen des protestantischen Konfessionalismus, der von Menschen heute vielfach kritisch gesehen wird und als überholt gilt. Dem gegenüber ist der dogmatische Kanon der neuen charismatischen Bewegungen einfach. Ihr Bibelverständnis ist fundamentalistisch, oder jedenfalls dem Fundamentalismus nahestehend. Hier liegt dann auch ihre Grenze und damit die Chance der alteuropäischen Kirchen, charismatische Lebensformen mit den überkommenen Traditionen zu verbinden.

Gelebte Nächstenschaft als erkannte Herausforderung

Die Glaubwürdigkeit der Religionen zeigt sich für Menschen, die eher religionsdistanziert sind, in hohem Maße an einer guten Lebenspraxis ihrer Anhänger. Diesen Wahrnehmungsmodus verdankt das säkular denkende Europa auch seinen eigenen christlichen Wurzeln. Damit ist ein hoher Maßstab gesetzt, zugleich aber den Kirchen Chancen der Stabilität und der Zukunftsentwicklung eingeräumt.

Die Wahrnehmung einer guten Lebenspraxis ist deutlich mit der Verwirklichung gelebter Nächstenschaft verknüpft. An ihre werden alle, die mit Ernst Christen sein wollen, gemessen.

Organisierte Diakonie und Caritas sind wichtig. Auch die sozialpolitischen Stellungnahmen der Kirchen haben Bedeutung. Wichtiger erscheint mir allerdings, daß Alltagsdiakonie und Alltagscaritas erlebbar sein muß. Christen müssen den offenen Blick für die Nöte des Mitmenschen haben. Und dies gilt nun besonders auch für das berufliche Handeln im Raum der Kirche. „Geistlichkeit“, Spiritualität muß sich im Sinne Jesu mit helfender Praxis verbinden. Damit werden Pfarrerinnen und Pfarrer nicht zu Sozialarbeitern. Es genügt, Nächstenschaft im Alltag und im Vollzug aller pastoralen Aufgaben als prägendes Element dabei zu haben.

Was für Einzelne gilt, gilt für die Gemeinden. Sie vertun Zukunftschancen, wenn sie nicht diakonische Gemeinden gelebter Nächstenschaft sind.

Lokale Gemeinden als Basisstruktur religiösen Lebens

Im christlichen Europa hat sich ein flächendeckendes System religiöser Versorgung am eindrucksvollsten entwickelt. Parochie grenzte an Parochie. So wurden zunächst organisatorisch die Amtsbezirke der Priester gegeneinander abgegrenzt. Dieses System blieb auch in den reformatorischen Kirchen erhalten. Global gesehen wird es bis heute von der katholischen Kirche als Organisationsform angestrebt. Innerhalb der Welt der Religionen ist eine derartige vollständige Versorgung und Kontrolle von Gläubigen einmalig.

Was über die Religionsgrenzen verbindend gleichförmig ist, ist dies, daß religiöses Leben als gemeinschaftlich vollzogenes Leben in hohem Maße wohnortsgebunden ist. Darum haben neben den Kirchen die Synagogen, die Moscheen und Tempel immer eine primär lokale Anhängerschaft. Die auf Dauer gestellte religiöse Gemeinde um ihre Geistlichen und Gotteshäuser herum lebt von der lokalen Nähe, die überhaupt erst *kontinuierliches* geistliches Leben ermöglicht. Die außereuropäischen protestantischen Gemeindebildungen sind in der Regel nicht nach dem parochialen Prinzip gestaltet, aber es handelt sich immer um lokale Gemeinden, nicht vollständig Gebiete organisatorisch erfassend, eher eingestreut wie Inseln oder Oasen. Je weniger übergemeindliche Organisationen bürokratisch ordnen, desto stärker können sich lokale Gemeinden in einer je spezifischen Gestalt entwickeln, so daß innerhalb regionaler Räume ergänzende, aber auch miteinander konkurrierende Gemeinden entstehen. Dabei steht nicht immer die Gemeindebildung im Vordergrund. Vielmehr sind „lokale Gemeinden“ Dienstleistungszentren für

religiöses Leben im weiteren Sinne, d.h. die „Gemeinden“ stellen soziale Kerne dar, um die sich je nach Erfordernissen und Bedürfnislagen eine weitere Anhängerschaft bildet. Im Rahmen dieser gesamtreligiösen Entwicklungen ist auch die Zukunft der christlichen Ortsgemeinden in Deutschland zu sehen und sind die Chancen parochialer Organisation verändernd weiterzuentwickeln.

Die kommenden Aufgaben angehen: Stärken ausbauen

Mit den Herausforderungen der Zukunft produktiv umzugehen bedeutet vor allem, die eigenen Stärken wahrzunehmen und die ihnen innewohnenden Chancen zu nützen. Wichtig sind in diesem Zusammenhang solche Chancen, die sich sowohl aus den jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ergeben wie auf Grund eigener spiritueller oder auch struktureller Stärken.

Ortsgemeinden

Das parochiale System der Ortsgemeinden ist nach wie vor der wichtigste Faktor für die Weiterentwicklung des Christentums in Deutschland. Neben den landeskirchlichen Parochien haben sich insbesondere innerhalb des protestantischen Sektors freikirchliche Gemeinden gebildet. Für sie spielt eine amtliche geographische Abgrenzung keine Rolle. Sie gewinnen ihre Anhängerschaft auf Grund ihres Angebots und damit ihres religiösen Selbstverständnisses als Gemeinde. Damit stehen sie in Konkurrenz zu anderen Angeboten. Sie bleiben aber lokale Gemeinde, weil ihre Anhängerschaft überwiegend dem jeweiligen lokalen Umfeld entstammt. Dieses folgt nicht mehr einer kirchenbürokratisch festgelegten Grenzziehung, bleibt aber lokal, wobei gilt, daß die Attraktivität der Gemeinde einen entscheidenden Einfluß auf die Bereitschaft hat, die vorhandene Distanz zwischen Wohnung und „Kirche“ in Kauf zu nehmen. Je weiter die Gemeinde entfernt ist, desto höher muß ihre Attraktivität sein, desto höher auch die Motivation, an ihrem Leben teilzunehmen.

Demgegenüber bleibt der Gemeindetyp der Parochie mit seinem Ansatz einer flächendeckenden religiösen Grundversorgung nach wie vor von Bedeutung.

Parochiale Gemeinden können sich zu Richtungsgemeinden weiterentwickeln. Sie gewinnen damit bei Menschen eines bestimmten Frömmigkeitstyps erhöhtes

Interesse. Zugleich schließen sie andere aus. Wollen sie die Funktion der parochialen Gemeinde, nämlich für einen territorial abgegrenzten Kreis von Kirchenmitgliedern zuständig zu sein, wirklich mit wahrnehmen, müssen sie zumindest im Bereich der religiösen Dienstleistungen für andere Bejahungen des christlichen Glaubens als den eigenen offen bleiben.

Von hoher Bedeutung für die überkommene ortsgemeindliche Organisation sind die Parochialkirchen, die Dorfkirchen und "Stadtkirchen". Sie symbolisieren über ihre Funktion als Orte des christlichen Gottesdienstes hinaus die christliche Tradition des Landes und der Menschen in Städten und Dörfern. Dies wird oft von denen stärker wahrgenommen, die nicht zu den regelmäßigen Gottesdienstteilnehmern zählen, wobei die Kirchennahen einschließlich der professionell in Kirchen Verantwortlichen nicht selten eine solche Bewertung als theologisch sekundär abwerten. In dieser Diskrepanz steckt ein erhebliches Potential für eine negative Zukunftsentwicklung.

Während der 1960er Jahre war es im Rahmen des Programms „überschaubare Gemeinde“ in den Städten zur Bildung neuer Parochialgemeinden mit entsprechenden Kirchengebäuden gekommen. Maßstab für die Größe der Gemeinden war der Gesichtspunkt ihrer Überschaubarkeit durch den zuständigen Pfarrer. Zwar wurde das Idealbild der überschaubaren Gemeinde nicht erreicht, aber es kam doch zu Verkleinerung der Gemeindemitgliederzahlen pro Gemeinde. Die neuen Gemeinden waren in der Regel von den Muttergemeinden unabhängig, sie hatten ihren eigenen Kirchenvorstand und waren schon allein von daher auch Kristallisationspunkte ehrenamtlicher Mitarbeit.

Im Zuge schwindender Kirchenmitgliederzahlen und wachsender Finanzprobleme scheinen die Gesichtspunkte, die sich aus Bedingungen des pastoralen Dienstes ergeben, wieder zu dominieren. Nur wird das Netz der Pfarrerversorgung jetzt umgekehrt weitmaschiger. Die parochialen Organisationseinheiten werden territorial vergrößert, mögliche Untergliederungen, etwa den früheren Kapellengemeinden entsprechend, werden aufgelöst, Kirchengebäude geschlossen oder verkauft. Damit entfällt auch deren kulturelle Funktion und die Funktion, Kristallisationspunkte der Gemeindebildung zu sein. Dies ist eine höchst problematische Entwicklung.

Unübersehbar ist, daß es auch Kirchengebiete gibt, in denen das Netz der Kirchengemeinden organisatorisch ausgedünnt werden muß, weil es faktisch schon ausgedünnt ist, sei es daß Pfarrer fehlen, sei es daß sich die Zahl der Kirchenmitglieder in hohem Maße reduziert hat, sei es daß die Beteiligung an den

normalen Sonntagsgottesdiensten so niedrig geworden ist, daß eine Gemeinde nicht mehr vorhanden zu sein scheint. Dies ist eine sehr vorsichtige Formulierung. Sie plädiert für eine sorgfältige Überprüfung der Sachlage im Einzelfall. Die Aufhebung von Gemeinden und Schließung von Kirchen ist nur dann berechtigt, wenn auf Dauer eine Gemeinde an dem betreffenden Ort nicht mehr vorhanden ist.

Unabhängig von kirchenorganisatorischen Maßnahmen gilt es drei Aspekte für die zukünftige Entwicklung im Auge zu haben.

Zunächst ist der Tatbestand ernstzunehmen, daß es Fälle gibt, wo eine formell vorhandene Gemeinde ihren Pfarrer im Sonntagsgottesdienst vor zu vielen leeren Bänken predigen läßt. Dies kann auf die Dauer nicht hingenommen werden. Vielleicht gibt es aber ja in solchen Gemeinden die Möglichkeit der Bildung von Solidargemeinschaften mit dem Pfarrer oder der Pfarrerin, Absprachen dergestalt: wir lassen unseren Pfarrer nicht allein im Gottesdienst. Auch solche Strategien sind organisierbar.

Der zweite Gesichtspunkt, der beachtet werden will, bezieht sich auf die Arbeit der Pfarrerrinnen und Pfarrer unmittelbar. Ist sie kommunikativ genug? Kommunikativ heißt: Wird das Evangelium so gepredigt, daß es als lebensbestimmende Kraft sichtbar wird. Dies bedeutet dann auch: Kennen die Pfarrer ihre Gemeinden gut genug, um ihnen wirklich predigen zu können? Ich bin der Überzeugung, daß die Reduktion der Hausbesuche durch die Pfarrer Entwicklungen eingeleitet hat, die auch der Predigt geschadet haben, weil Pfarrer nicht mehr genug über das Leben der Menschen erfahren, besser noch, nicht intensiv genug das Leben ihrer Gemeinde mitleben. Allen denjenigen, die meinen, Fehlentwicklungen in der Kirche seien immer nur auf fehlende Theologie zurückzuführen, sei gesagt, daß die Unnötigkeit des Hausbesuches in der praktischen Theologie der Dialektischen Theologie zuerst ins Auge gefaßt wurde: Die Leute sollten in die Predigt *kommen*, und die Pfarrer sollen die Predigt des Wortes Gottes als diejenige Aufgabe sehen, die ihre ganze Arbeit grundlegend bestimmt. Das ist ja wirklich reformatorisch gedacht und doch situativ nur bedingt angemessen.

Übrigens zur kommunikativen Nähe des Pfarrers zu seiner Gemeinde gehört auch das offene Pfarrerrhaus. Das Pfarrerrhaus ist kein einfaches Privathaus und die Pfarrerrfrau oder der Pfarrerrmann sind keine Privatpersonen, auch die Kinder nicht. Sie sind alle zusammen zumindest Teil der Gemeinde am Ort, der der Dienst des Pfarrers gilt. Dies muß selbst in Großstädten so gesehen werden.

Ein dritter Punkt ist die Gestaltung der Gottesdienste. Gottesdienste in einer kleinen Gruppe brauchen ihre besondere Form. Das große Halleluja ist da nicht immer geeignet. Vielleicht ist dies ein weiterer Punkt, der des Nachdenkens wert ist: Die von der jungen und mittleren Generation bevorzugte Musikkultur ist meilenweit von dem entfernt, was die Kirchenmusik vermittelt. Gut gemacht ist sie das Klassikprogramm einer kulturellen Minderheit. Ein Blick in die Kirchen Asiens, Afrikas und Amerikas stünde wohl an. Allerdings ist es auch nicht mit einem Musikrepertoire getan, das christlichen Glauben nur äußerst verdünnt zum Inhalt hat.

Lebensfeste

Kirchlicher Dienst kann sich drehen und wenden wie er will, die Gemeinden der alteuropäischen Tradition, ich meine die parochialen Kirchengemeinden, werden immer aus beidem bestehen, aus Kernen von Engagierten und solchen, die gelegentlich nur den Dienst der Kirche in Anspruch nehmen. Wenn sie es aber tun, sollte dies für sie zum Ereignis werden. Deshalb ein Wort zu den Lebensfesten. Ich sage nicht Amtshandlungen, ich sage Lebensfeste. Was gemeint ist, ist deutlich: es sind die Feste aus Anlaß von Taufe, Konfirmation, Trauung, Begräbnis. Die Beteiligung an diesen Festen ist immer noch relativ stabil, auch wenn Rückgänge eingetreten sind, und dies aus verschiedenen Gründen. Die oben genannten Faktoren des gesellschaftlichen Wandels sind hier in erster Linie maßgebend. Mindestens ebenso klärungsbedürftig ist der Umstand, daß die Beteiligung an den biographischen Gottesdiensten nicht auf dem Niveau der allgemeinen Gottesdienstbeteiligung liegt, sondern weit höher. Ein Grund ist sicher der, daß in der Gestalt dieser Feiern die Kirche eine Funktion erfüllt, die zu den genuinen der Religion gehört, nämlich in Umbrüchen, Neuanfängen und Krisen Freude und Angst, Lebensgewißheit und Zuversicht begründet zum Ausdruck zu bringen.

Lebensfeste dieser Art sind nicht nur Gottesdienste, es sind Stunden und Tage festlichen Zusammentreffens, es sind Stunden des Gedenkens und des Ausdrucks der Hoffnung, im Falle der Taufe verbunden mit der zugesprochenen Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Christen

Um die Feste selbst, die vorrangig eine familiale Basis haben, ranken sich in wachsendem Umfang Jubiläen ihrer Begehung. Auch silberne und goldene Konfirmationen, um nur ein Beispiel zu nennen, gewinnen ihre Akzeptanz vor allem

aus ihrer biographischen Bedeutsamkeit. Neue Lebensfeste kommen hinzu. Hier ist vor allem an das Fest der Einschulung zu erinnern.

Und dann dies: Können Gemeinden nicht Orte *gemeinsamen* Totengedenkens sein, eines bescheidenen öffentlichen Totengedenkens? Innerhalb des Buddhismus ist gerade dies eine wichtige Funktion der Tempel und ihrer Mönchsgemeinschaften. So bleiben Trauernde nicht allein und die Erinnerung an die Toten bleibt möglich.

Noch immer haben die Pfarrer der Ortsgemeinden große Bedeutung, wenn es um solche Feste geht. Die Ortskirchen und ihre Gemeinden sind Erinnerungsträger und Anlaufstellen. Solange sie diese Funktion erfüllen, sind sie nicht ersetzbar.

Nun zeigt sich allerdings, daß das „gemeindelose Christentum“ an Bedeutung gewonnen hat. Damit sind jene Menschen gemeint, die sich als Christen einordnen, denen aber der Kontakt zu einer Ortsgemeinde fehlt. Am 18.Juli 2006 hat die Frankfurter Allgemeine Zeitung von einer Untersuchung der Universität Bochum berichtet, die die Gemeindebindung von Katholiken mit zum Thema hatte. Von den Befragten gaben 53 Prozent an, sich einer bestimmten Pfarrei zugehörig zu wissen, 44 Prozent verneinten die Frage, drei Prozent machten keine Angabe (Nahe am Ideal, FAZ, 18.Juli 2006, Nr.164, Seite 4). Dies besagt, daß mehr als die Hälfte der Befragten die katholischen Pfarreien als Orte der Kircheng Zugehörigkeit wahrnehmen. Dies zeigt die Bedeutung der Pfarreien. Zugleich besagt der Befund, daß knapp die Hälfte dies eben nicht tut. Es ist anzunehmen, daß unter den Protestanten die Gemeindebindung deutlich geringer ist. Daß die Gemeindebindung zusätzlich in den verschiedenen Altersgruppierungen uneinheitlich ist, ist nicht überraschend. Sie wird für Katholiken und Protestanten gleichermaßen zutreffen.

Im Blick auf die Christen ohne Gemeindebindung wird an verschiedenen Stellen kirchlicher Praxis, beispielsweise in Kircheneintrittstellen, die Erfahrung gemacht, daß wenn sich das Vertrauen zu einem Pfarrer aufgebaut hat, dieser auch in Anspruch genommen werden will, wenn Lebensfeste gestaltet werden sollen.

Von solchen Erfahrungen her gehe ich davon aus, daß es unabhängig von Ortsgemeinden einen pastoralen Dienst in eigenen Institutionen oder gar Gemeinden geben sollte, also zum Beispiel Pfarrer mit der speziellen Aufgabe des Dienstes bei Begräbnissen oder bei Trauungen. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß das religiöse Leben anderer Religionen oft um spirituelle Orte wie Tempel und Klöster organisiert ist, die für ihr Umfeld Dienstleistungszentren darstellen. Gläubige wissen, daß sie sich dorthin wenden können, wenn sie einen religiösen Dienst in Anspruch

nehmen wollen. Warum sollten dies die Kirchen nicht gleichermaßen ermöglichen, und zwar für Kirchenmitglieder ohne Gemeindebindung auf der einen, für die Menschen, die nicht Mitglieder der Kirche sind, unter eigenen Bedingungen, auf der anderen Seite. An dieser Stelle exklusiv für Kirchenmitglieder nur da zu sein, widerspricht dem Selbstverständnis einer Kirche, für die der Gedanke des Dienstes am Menschen konstitutiv ist.

Jahresfeste und ganz besondere Feste

Die religiöse Bedeutung des jüdisch-christlichen Wochenzyklus ist deutlich zurückgegangen. Das Wochenende breitet sich zwar global gesehen in allen modernen Gesellschaften aus, aber die Bedeutung des christlichen Sonntags hat sich reduziert, selbst wenn festzuhalten ist, daß inzwischen auch die nichtchristlichen Religionen den Sonntag für ihre religiösen Treffen nützen.

In allen Religionen gibt es indessen einen monatlichen oder jährlichen Festzyklus, der in der Regel seine Bedeutung auch im Rahmen gesellschaftlicher Modernisierungen behalten hat. Es ist von daher nachdenkenswert, ob nicht auch das christliche gottesdienstliche Leben besonders deutlich um die jahreszyklischen Feste gruppiert werden sollte. Dabei kann es nicht einfach nur um Gottesdienste gehen. Wirkliche Feste sind über den Gottesdienst hinaus kommunikativ eingebettet. Essen und Trinken, gemeinsames Essen und Trinken gehört zu den Festen hinzu, durch den Markt flanieren, Leute treffen, sich unterhalten, sich erinnern, Pläne machen, Singen und Musizieren, meinetwegen auch diskutieren und Resolutionen schreiben gehören ebenfalls dazu. Auf ein Fest muß man sich freuen können, oder um Feiern wie etwa ein Begräbnis einzubeziehen, man muß durch das festliche Begehen aus dem Alltag aussteigen können.

Dienstleistungszentren, wie ich sie meine, könnten auch Organisatoren festlicher Treffen sein. Um guter Feste willen nehmen Menschen Wege auf sich, steigen in ihr Auto oder schwingen sich auf das Fahrrad, nur um dabei zu sein. Regionale Angebote können im Rahmen dieses Handlungskontextes sinnvoll sein.

Zu den ganz besonderen Festen zählen in Deutschland der Kirchentag und der Katholikentag. Es sind Jugendfeste, es sind auch ökumenische Feste und es sind Feste auf der nationalen Ebene. Beide Treffen realisieren alte religiöse Aktionsformen wie die Wallfahrt oder die Prozession, und sie verbinden es mit neuen Festformen.

Sie brauchen viele freiwilligen Helfer, und sie sind in der Lage, sie zu aktivieren. Talente werden entdeckt und sind bereit mitzumachen. Wichtig ist für alle Beteiligten die Erlebnisdichte: Gemeinschaft wird erfahren, Kirche erlebt, Glauben entdeckt, Gottes Nähe gespürt.

Kirchentage sind Ereignisse eines Erlebnischristentums. Und genau dies ist es, das viele Menschen suchen: Sie wollen den Glauben erleben, Kirche erleben, Gott den Heiligen Geist erfahren. All das gehört zu den Verheißungen des Glaubens hinzu. Vor lauter Angst vor ungeordneter Zungenrede wird gelegentlich übersehen, daß das Warten der Menschen darauf, Gott zu erleben, in den Herzen von Anfang an versenkt ist.

Charismatisches versus rationales Christentum

Nichts gegen das rationale Christentum der präzisen dogmatischen Reflexion. Es darf nur nicht ausschließlich christliche Praxis bestimmen. Das Christentum hat von seinen Anfängen an auch starke charismatisch-emotionale Elemente aufzuweisen gehabt, Begeisterung wurde als spirituelle Begeisterung gelebt. Heute hat es in diesen Elementen seine weltweiten Wachstumspotentiale.

Können deutsche landeskirchlich-evangelische Gemeinden charismatische Gemeinden werden? Einzelne vielleicht, die Mehrheit nicht. Ihre Pfarrer und Pfarrerinnen sind in der Regel auch nicht geeignet, charismatische Gemeinden zu leiten. So entstehen charismatische Gemeinden eher am Rande des protestantischen Christentums in Deutschland.

Es ist wichtig, daß solche Gemeinden als Konkurrenten produktiv erfahren werden, daß sich Kooperationen gelegentlich anbahnen oder daß charismatische Gemeinden als Richtungsgemeinden sogar einen Ort in einem landeskirchlichen Organisationsgeflecht erhalten, wenn immer sie es für sich selbst für richtig halten und die Gemeinschaft der Gemeinden einer Landeskirche sie aufnehmen kann.

Nächstenschaft

Es gibt wohl kein anders Land auf diesem Globus, das über ein so ausgebautes System christlicher Sozialarbeit verfügt wie Deutschland und damit wie die beiden

großen christlichen Religionsgemeinschaften, die evangelischen Kirchen und die katholische Kirche. Dies hängt wesentlich mit der Art und Weise der Institutionalisierung des deutschen Wohlfahrtsstaates zusammen, der den Kirchen als freien Trägern große Mitwirkungsmöglichkeiten einräumt, ihre Arbeit auch finanziell mitträgt, auf vielfältige Weise im Inland, nicht zuletzt aber auch im Bereich der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Neuerdings geraten diakonische Einrichtungen in Finanzierungskrisen, die zum Teil die Weiterführung ihrer Arbeit gänzlich in Frage stellen. Damit verbunden sind innere Krisen, die sich aus einem Überhandnehmen betriebswirtschaftlicher Zielvorgaben entwickeln. Gerade auf der operativen Ebene kann vielfach das diakonische Profil nur noch schwer durchgehalten werden. Diakonische Einrichtungen tun sich schwer daran als Organisationen kirchlicher Arbeit wahrgenommen zu werden.

Dies ist umso bedauerlicher als „gelebte Nächstenschaft“ als eine Grundlebensäußerung christlichen Glaubens weit über die Grenzen der Kirchen hinaus wahrgenommen wird.

Unter dem Aspekt „Zukunftschancen“ kann es von daher, aber nicht zuletzt auch vom Selbstverständnis christlichen Glaubens aus betrachtet, nicht einfach darum gehen, sich diakonisch gesundzuschrumpfen, abzugeben, was nicht mehr finanzierbar ist, sondern vielmehr darum, unter neuen Bedingungen Äquivalente zu schaffen. Um dies tun zu können, neue Problembereiche und neue Formen aktiver Hilfe für Menschen zu entdecken, bedarf es eines Ortes gemeinsamer Verpflichtung für den Nächsten. Hier sind wiederum die Ortsgemeinden gefragt, danach, wie selbstverständlich Diakonie durch sie praktiziert wird, in der Gemeinde selbst, im Dorf oder im Stadtteil als einem unmittelbar gegebenen Ort der Verantwortung. Dabei geht es nicht nur eine entsprechende Praxis selbst, sondern um reflektierte Praxis, um veröffentliche Praxis, um eine Praxis, die aus dem Zusammenhang von Glauben und Handeln lebt.

Das zentrale Kriterium: Kirche als „Dienstgemeinschaft“

Ich meine nicht jene Dienstgemeinschaft, die das kirchliche Mitarbeitervertretungsrecht postuliert. Kirche als christliche Dienstgemeinschaft läßt sich nur schwer institutionalisieren, weder im Mitarbeiterrecht noch als durchsetzbares Grundpostulat christlichen Lebens. Und trotzdem ist die ansatzweise

Verwirklichung notwendig, weil sie ein Kirchesein im Auge hat, das dem Geist Jesu entspricht. Es geht also gerade nicht einmal in erster Linie um Wahrung von Zukunftschancen, sondern um die Treue der christlichen Ursprungstradition gegenüber.

Dienstgemeinschaft meint die soziale Gestalt gemeinsam gelebter christlicher Existenz unter dem Leitgesichtspunkt des Dienstes für den jeweils Nächsten.

Max Weber hat die Kirchen seiner Zeit als Herrschaftsinstitutionen wahrgenommen. Ist diese Wahrnehmungsmöglichkeit wirklich vergangen, liegt so weit zurück, wie die Analysen Webers selbst, also rund hundert Jahre?

Jeder Christ wird sich daran messen lassen müssen, inwieweit seine religiöse Überzeugung ihn dazu anleitet, das Leben anderer Menschen voranzubringen, sie nicht allein zu lassen, wenn sie einen anderen brauchen, für seine Rechte einzutreten, wenn sie verletzt werden.

Alles professionelle Handeln in der Kirche unterliegt diesem Maßstab. Pfarrerinnen und Pfarrer sind nicht die Vertreter einer religiösen Bürokratie, sondern Menschen, die um ihres Amtes willen auf der Seite der Menschen stehen.

Und die Kirchen selbst als Organisationen oder gelebte Gemeinschaften werden dann glaubwürdig sein, wenn auch an ihren Strukturen der unbedingte Wille in der Nachfolge Jesu Diener der Menschen zu sein, ablesbar ist.

Muß gesagt werden, daß dies nicht totale Willfähigkeit bedeutet?

Zukunftsperspektiven in der Wahrnehmung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

Am 6. Juli 2006 hat die Frankfurter Allgemeine Zeitung auf der Titelseite über die Situation der evangelischen Kirche berichtet: „Evangelische Kirche vor radikalen Einschnitten“. Gegenstand des Berichts war die Veröffentlichung des Impulspapiers des Rates der EKD „Kirche der Freiheit“. Zwölf „Leuchtfeuer“ sind dokumentiert worden, dazu das Geleitwort von Bischof Huber. Der Leitartikel von Heike Schmoll stand unter dem Titel „Tabubruch“, erwartungsgemäß kritisch, überraschenderweise höchst kritisch.

Kommentare aus den Landeskirchen zum Problem der kirchlichen Neuorganisation in Deutschland wurden am 18. Juli vermeldet. Heike Schmoll setzte mit dem Leitartikel „Evangelischer Reformeifer“ kritisch nach. Der Artikel war am 18. Juli über das Internet schon zugänglich gemacht worden.

Möglicherweise brachte mich überhaupt erst Schmolls provokatorische Kommentierung dazu, mich mit dem Papier zu beschäftigen. Schon die abgedruckte „Leuchtfeuer“-Dokumentation versprach Nachdenkenswertes, so oder so, zumal strukturelle Veränderungen sich an mancherlei Stellen nahe legen, meine eigenen Überlegungen gehen an der einen oder anderen Stelle ja in ähnliche Richtung.

Ich gehe selektiv vor: Ich betrachte zunächst das Papier als sprachliche Gesamtkonstruktion. Ich analysiere einige quantitative Zielvorgaben und beschäftige mich schließlich mit der Zukunft der Ortsgemeinden in der Perspektive des Papiers. In allen drei Punkten werden meiner Meinung nach gefährliche Weichenstellungen vollzogen. Über die territoriale Neugliederung, also über Fusionen von Landeskirchen wird genug debattiert werden. Es zeichnet sich ja schon ab.

Die Sprache des Arbeitspapiers

Zunächst habe ich in überraschender Weise entdeckt, daß ich schon bei der Lektüre der ersten Texte ähnliche Wahrnehmungen hatte wie die Kommentatorin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Wenn die Sprache nur ein reiner Formalismus wäre, könnte man das Problem übersehen, aber hier wird eine Botschaft vermittelt, deren Tiefenstruktur bedeutsamer ist als das an der Oberfläche Dargestellte.

Zu beginnen ist mit dem Titel, das dem Papier gegeben worden ist: „Kirche der Freiheit“. Mit diesem Verständnis von Kirche soll das protestantische Profil zur Darstellung kommen.

Daß die evangelische Kirche von der Freiheit eines Christenmenschen her bestimmt werden soll, steht ziemlich außer Frage. Doch das Papier will die evangelische Kirche ja gerade auch in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit präsentieren. Hier wird der theologische Freiheitsbegriff zum politischen, dies im Kontext einer „freiheitlich-demokratischen Grundordnung“. Die evangelische Kirche fügt sich damit emphatisch in diese Ordnung ein. Gewiß behält sie Eigenes, verliert aber auch an Profil, weil sie im Allgemein-Konsensfähigen aufgeht.

Wie könnte die evangelische Kirche sich anders bestimmen? Was waren möglicherweise Alternativen, die unter den Autoren des Papiers diskutiert wurden? Die Kirche des rechtfertigenden Evangeliums, die Kirche der Predigt des Wortes Gottes, die Kirche der Reformation oder nur einfach die evangelische Kirche, diesmal wirklich emphatisch gemeint und ausgelegt? Vielleicht steckt in dem Papier vielmehr Angst vor einer geistlichen Profilierung als es erkennen und öffentlich kommunizieren will.

Der Gesamteindruck, der mir nach der Lektüre geblieben ist, ist folgender: Die Kirche der Freiheit als Kirche der Zukunft ist eine zentralistische, von oben nach unten bürokratisch durchorganisierte Kirche mit einer trainierten, geführten und kontrollierten Mitarbeiterschaft, die allen Regeln eines Produktionsprozesses genügt. Zugegeben, es gibt viele Stellen im Text, die dieser Wahrnehmung widersprechen, theologischer und nichttheologischer Art. In der Wahrnehmung durchgesetzt haben sie sich bei meiner Lektüre nicht. Eingestreutes Theologisches hatte für mich eher die Funktion eines postmodernen Zierats für die funktional durchgestylte Organisation. Daß dieser Eindruck entstehen konnte, läßt sich allerdings begründen. Dazu gehe ich vom speziell perspektivischen Teil aus, dem Teil mit dem Schwerpunkt bei den „zwölf Leuchtuern“.

In religiösen, auch pseudoreligiösen Texten spielt die Zahlensymbolik häufig eine nicht unwichtige Rolle. Die Zahl zwölf ist kaum zufällig entstanden. Soll hier die Fortsetzung apostolischer Sukzession symbolisiert werden?

Und das Leuchtfeuer, das Licht auf dem Berg, das verborgen bleiben kann, Hilfe der Wegfindung für die verirrtten Schifflein? Zunächst hatte ich den Eindruck, das Leuchtfeuer müsse aus der nördlichen Hälfte Deutschlands kommen. Indessen belehrte mich das Internet, daß auch der Württembergische Brüderbund die Leuchtfeuermetapher verwendet, um geistliche Qualitäten auszusagen. Nichts also gegen die „Leuchtfeuer“, vor allem dann, wenn die metaphorische Sprache der Religion christliches Bekennen und bürokratisches Planen nicht allzu vermischt. Daß dies der Text eben tut, soll belegt werden:

Als 4. Leuchtfeuer, in dem es um den „Aufbruch bei allen kirchlichen Mitarbeitenden“ geht, wird formuliert:

Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten – durch geistliche Kompetenz, Qualitätsbewusstsein und Leistungsbereitschaft

bei den Menschen Vertrauen gewinnen.

Im Jahr 2030 haben sich bei den kirchlichen Mitarbeitenden Leistungsfähigkeit, Qualitätsbewusstsein und Identifizierung mit den kirchlichen Grundaufgaben signifikant erhöht. Auch hat die evangelische Kirche kirchlich angemessene Formen gefunden, Erfolge zu würdigen. Das trägt zu einer hohen Zufriedenheit der Mitarbeitenden mit ihrer Arbeitssituation bei.

Präambulatorisch wird so in allen zwölf Leuchtfedern eingeleitet: „Auf Gott vertrauen und das Leben gestalten“. Das ist ein Bekenntnissatz. Ihm folgt unvermittelt der Programmsatz: „durch geistliche Kompetenz...“ und schließlich folgt die Konkretisierung des Gedankens in Gestalt einer „Vision“. Hierfür wird eine Art Praesens propheticum verwendet. Der Inhalt wird mit Anleihen aus der Fachsprache des Managementtrainings präsentiert. Und in der Konkretion liegt denn auch der visionäre Schwerpunkt der Perspektive. Bereits im Programmsatz wird dieser Sprachtyp schon verwendet. Was auf diese Weise transportiert wird ist eine Art „Hilf-dir-selbst-so-hilft-dir-Gott-Theologie, eine Ermutigung im Stile von Klinsmanns Optimismus, in Wirklichkeit zugleich eine harsche Kritik an den Mitarbeitenden, denen gegenwärtig noch geistliche Kompetenz, Qualitätsbewußtsein und Leistungsbereitschaft zu fehlen scheinen. Dabei sind kirchlich Mitarbeitende nicht nur die von der Organisation Kirche besoldeten, sondern alle kirchlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, auch diejenigen, die vom Staat oder Sozialversicherungen bezahlt werden (64). Heißt das, daß eine als Christin sich verstehende Sozialarbeiterin einer staatlichen Behörde auch kirchliche Mitarbeiterin ist? Theologisch gesehen ist da ja was dran, aber gewöhnlich sind aus gutem Grunde Mitarbeiter der Kirche Mitarbeiter der Organisation Kirche. So genau sollte man schon bleiben, zumal die einschlägigen Denkmuster hierfür in der Theologie entwickelt sind.

„Auf Gott vertrauen“ – wird hier nicht konkretisiert. Es bleibt einfach erratisch stehen.

Auf der Beziehungsebene der sprachlichen Verständigung geht es um Tadel, Ermahnung, unbedingte Aufforderung, radikale Umkehr im Bereich organisatorischen Handelns, kurzum um Mentalitätswandel, Mentalitätswechsel. Dies sind die Schlüsselbegriffe des ganzen Papiers. Der notwendige Mentalitätswechsel wird durch die fortlaufende Wiederholung geradezu

eingehämmert. Von ihm ist die Zukunft der Kirche abhängig, jedenfalls nach Meinung der veröffentlichten Perspektiven.

Visionen in Prozentwerten

Es steht außer Frage, daß es für Organisationen wichtig ist, Zielvorgaben zu entwickeln, Zukunftsperspektiven, an denen sich gegenwärtiges Handeln orientieren kann. Die evangelischen Kirchen in der weiten Welt haben schon lange die Wichtigkeit von Visionen entdeckt. Visionen dürfen etwas Utopisches haben, Ziele benennen, die kaum zu verwirklichen sind, allerdings keine, die großer Wahrscheinlichkeit nach nicht zu verwirklichen sind. Als zum ersten Mal Überlegungen angestellt wurden, Planungsinstrumente für die Kirchen zu entwickeln – dies ist etwa 40 Jahre her – ist in diesem Zusammenhang von Realutopien gesprochen worden: Ziele müssen hochgesteckt sein, aber immer auch noch zu verwirklichen. Visionäre dürfen nicht zu Utopisten werden. Wenn sie dies tun, erzeugen Zukunftsperspektiven keine Spannungen mehr, sie können von vorn herein abgetan werden, zumal dann, wenn utopische Zielvorgaben konkretistisch formuliert werden, etwa in Prozentwerten, wie die „Zielperspektiven“ es tun.

Die generalisierte Leitvorstellung des Papiers lautet: „Wachsen gegen den Trend“. Der Begriff „wachsen“ meint nicht ein innerliches „Wachsen“, nicht ein spirituelles Wachstum, sondern ein quantitatives, die Mitgliederbestände sollen ansteigen. Die Orientierung am Wachstum entstammt der nordamerikanischen Gemeindeaufbau-Diskussion, insbesondere auch evangelikaler Prägung: Jede Kirche kann Mega-Kirche werden, und bestehende Mega-Kirchen zeigen, daß Mega-Kirchen als solche möglich sind.

In der Tat gibt es sie weltweit. Sie verbinden heutzutage Entertainment mit charismatischer Tradition und biblizistischer Grundorientierung. Wenn die Kirchen der Evangelischen Kirche in Deutschland charismatische Erlebniskirchen dieser Prägung würden, dann könnten sie möglicherweise gegen den Trend wachsen. Weltweit wachsen die etablierten Kirchen selten. Trotzdem wächst das Christentum, aber eben vor allem das charismatische. Und genau diese Elemente enthält das Perspektivenpapier nicht. Ziel sind auch nicht Highlife-Gottesdienste, sondern „stilsichere und qualitätsvolle“ Festgottesdienste (52) und damit wohl auch die normalen Sonntagsgottesdienste. Ich vermute, daß diese die Leute nicht von den

Stühlen reißen, auch nicht reißen sollen. Aber hier liegt das Dilemma des Wachstums gegen den Trend.

Im Jahr 2004 war ich am Ostermontag im Worldcup-Stadion in Seoul, 40 000 und mehr Christen waren zusammengekommen, um für ein Osterwunder zu beten, für das neue Wachstum der Gemeinden. Charismatisch-spektakulär war der Gottesdienst nicht, das Erlebnis lag in der Masse von Menschen, die Ostern gemeinsam feierten.

Zwei Jahre später nahm ich am Ostergottesdienst der anglikanischen Gemeinde in Bandar Seri Begawan, Hauptstadt des islamischen Sultanats Brunei, teil. Während der Abendgottesdienst am Karfreitag in der kleinen, übrigens einzigen christlichen Kirche nach der überkommenen Liturgie der anglikanischen Kirche gehalten wurde, dies mit minimaler Beteiligung der Gemeinde, fand der Ostergottesdienst im Festsaal einer neuen Galeria statt. Über dreitausend Menschen waren zum Gottesdienst zusammengekommen, gestaltet nach der Liturgie eines professionellen Entertainments. Ein Prediger aus Malaysia war eingeflogen worden, der Hauptpfarrer einer Megakirche. Und die Leute waren begeistert, eine internationale Gemeinschaft, die die neue Liturgie beherrschte. Vermutlich ist aus solchen Hölzern das Wachstum wider den Trend geschnitzt.

Das EKD-Papier gibt für das erstrebte Wachstum konkrete Marken an:

- Bis zum Jahre 2030 soll der jetzige Anteil von 31,3 Prozent an der Gesamtbevölkerung in Deutschland gehalten werden.
- Der Anteil der Kirchenmitglieder, die regelmäßig von den kirchlichen Kernangeboten Gebrauch machen, sollte sich auf ca. 50 Prozent verdoppeln.
- Der durchschnittliche Gottesdienstbesuch sollte von 4 auf 10 Prozent der Kirchenmitglieder gesteigert werden.
- Alle Verstorbenen, die der evangelischen Kirche angehören, sollten auch kirchlich bestattet werden.
- Alle Kinder, deren Eltern der evangelischen Kirche angehören, sollten getauft werden.
- Die Anzahl der Taufen von Kindern mit einem evangelischen Elternteil sollte „signifikant“ erhöht werden.
- Alle Paar, in denen beide Partner der evangelischen Kirche angehören, sollten getraut werden.

- Paare, bei denen nur die Partnerin oder der Partner evangelisch ist, sollten zu einem höheren Prozentsatz getraut werden (alles 52).
- 90 Prozent aller Kinder eines Jahrgangs sollten im Laufe der ersten sechs Lebensjahre mit dem christlichen Glauben in Berührung kommen (80).
- Schließlich: 20 Prozent aller Finanzmittel der evangelischen Kirche sollten zusätzlich eingeworben werden.
- Der Anteil der Kirchenmitglieder, die regelmäßig an der Finanzierung der Kirche beteiligt sind, sollte von ca. 30 auf ca. 60 Prozent erhöht werden.
- Und dies unter der Bedingung, daß der Anteil der parochialen Ortsgemeinden an der Gesamtzahl der Gemeinden von derzeit 80 Prozent auf 50 Prozent zurückgefahren wird.

Geht man nur von den Zielvorstellungen im Blick auf die Beteiligungsformen der Kirchenmitglieder aus, ist mit einiger Sicherheit zu vermuten, daß diese Werte weder mit Anreizen noch – und das wäre ja eine historisch überkommene Möglichkeit – über die Kirchengliederung erreichbar sind. Es ist in der Tat so, daß die Beteiligung an den biographischen Gottesdiensten zurückgegangen ist, überraschenderweise auch bei den Begräbnissen. In Hamburg ist allerdings schon seit dem 19. Jahrhundert zu beobachten, daß keineswegs alle Kirchenmitglieder eine kirchliche Begräbnisfeier wünschen. Oft, wenn nicht meistens, hängt dies damit zusammen, daß ein Kontakt zur Ortsgemeinde und zum Ortspfarrer fehlt. Wie soll man aber dieses Problem lösen, wenn das System der lokalen Gemeinden ausgedünnt wird? Gravierender noch sind die bestehenden Pluralisierungstendenzen und die Abkehr von den großen gesellschaftlichen Institutionen. Ebenfalls älteren Datums ist der Bedeutungsverlust der kirchlichen Sitte, zu dem im übrigen die evangelischen Pfarrer selbst kräftig beigetragen haben: Die Entscheidung des einzelnen sollte ja keinesfalls durch gesellschaftliche Zwänge beeinträchtigt werden. So sind Hundertprozentlösungen alles in allem jenseits des auch nur Denkbaren.

Und die Verdoppelung des Kirchenbesuchs? Nicht einmal die süddeutschen Landeskirchen, die traditionsgemäß „kirchlicher“ orientiert sind als die norddeutschen, kommen auf solche Werte. Der Gesichtspunkt der Realisierung derartiger Vorstellungen scheint hier nicht eingeflossen zu sein. Falsche Zielvorstellungen aber produzieren Enttäuschungen. Wie schön kann es für einen Pfarrer oder Pfarrerin sein, wenn gelegentlich Kinder getauft werden, von deren Eltern dieser Schritt nicht zu erwarten war. Die Statistik spielt für solche

Erfahrungen keine Rolle. Merkwürdig, daß die Taufe von Kindern, deren Eltern nicht Mitglieder der Kirche sind, nicht erwähnt wird. Sprengt dies das organisatorische System zu sehr?

Ortsgemeinden

Den vom Perspektivenpapier vorgeschlagenen Weg einer Ausdünnung der Organisation örtlicher Kirchengemeinden zugunsten von Profildgemeinden halte ich für einen falschen und gefährlichen Weg.

Theologisch und historisch gesehen ist das Christentum eine gemeinschaftsbildende Religion. Die Congregatio sanctorum ist ein Konstitutivum reformatorischen Kirchenverständnisses.

Global gesehen haben sich darum immer die christlichen Kirchen in Ortsgemeinden ausgestaltet. Es ist auch kaum zufällig, daß die paulinischen Lehrbriefe an konkrete Ortsgemeinden geschrieben worden sind. Die parochiale Ordnung ist eine der in dieser Tradition stehenden Organisationsformen. Die lokalen Gemeinden ermöglichen am stärksten eine kontinuierliche Gemeindebildung, weil sie auf bestehende soziale Strukturen zurückgreifen können.

Es ist immer schon so gewesen, daß einzelne Ortsgemeinden als Ortsgemeinden bestimmte Profile entwickelt haben. Träger waren jeweils lokale Gemeindekerne.

Das Arbeitspapier der EKD kennt unter dem Begriff „Profildgemeinden“ durchaus auch solche Gemeindebildungen. Daneben versteht es unter Profildgemeinden anderes: City-, Jugend- und Kulturkirchen und dann wohl auch Tourismusgemeinden, Akademiegemeinden, Passantengemeinden. Natürlich kann man theologisch gesehen mit vollem Recht auf solche ephemere Gemeindebildungen den Gemeindebegriff anwenden, wenn immer Menschen sich in solchen Gruppierungen um Wort und Sakrament sammeln. Organisationssoziologisch handelt es sich allerdings um eine im allgemeinen dünne Sekundärstruktur. Alle diese „Profildgemeinden“ ohne Ortsbezug haben in der Regel doch wieder eine Mitgliederschaft, die zusätzlich relativ stark in örtliche Gemeinden eingebunden ist. Sie erreichen gemeindelose Christen gewiß, aber die Mehrzahl sind gemeindegebundene Christen. Im Blick auf eine Passantengemeinde, nämlich die des Christuspavillons auf der Expo 2000 in Hannover, haben Analysen dies deutlich genug herausgearbeitet.

Ideen, wie die der Profilgemeinden, sind ja nicht neu. In den 1960er Jahren haben Eberhard Müller und Hans Stroh von der Evangelischen Akademie Bad Boll solche Ideen vertreten. Damals hat man von Paragemeinden gesprochen, und dabei vor allem auch an Betriebsgemeinden gedacht. Die Experimente von damals waren nicht erfolgreich. Im Blick auf die Gegenwart gesagt: Profilgemeinden können Ortsgemeinden nicht ersetzen. Sie ermöglichen in zu schwachem Umfang eine *kontinuierliche* Gemeindebildung. Mit Richtungsgemeinden ist dies anders, aber sie sind ja nicht gemeint.

Nun ist damit zu rechnen, daß sich das parochiale System auf Grund allgemeiner gesellschaftlicher Entwicklungen ausdünnt. Wie ist damit umzugehen? Die Auflösung von Kirchengemeinden und Kapellengemeinden kann nur der letzte Schritt sein. Das organisatorische Zusammenlegen von Kirchengemeinden ist ein Interesse der kirchlichen Bürokratie, gegebenenfalls auch der Pfarrer, nicht aber der Leute. Kirchenvorstände sind immer Kristallisationspunkte gesellschaftlichen Lebens von Kirche. Die Mitarbeit dort ermöglicht verantwortliche Mitarbeit von Menschen mit ganz unterschiedlichen Gaben und Erfahrungen. Auf diese Weise wird dann auch ein Priestertum aller Gläubigen möglich. Dieses ist nicht an Lektoren- oder Prädikantendienste gebunden. Ich weiß aus der Praxis, von was ich rede. In meinen dreizehn Jahren Gemeindepfarrerzeit war ich für drei kleine Kirchengemeinden zuständig. Ich wäre nicht auf die Idee gekommen, nur auch die kleinste von ihnen mit siebzig Gemeindegliedern auflösen zu wollen. Die Männer und Frauen in den Gemeindegremien waren meine wichtigsten Ansprechpartner. Ich hätte sie nie für Posten gewinnen können, auf denen sie nur die puren Mitarbeiter eines geistlichen Chefs gewesen wären. Das ist wohl kaum nur im württembergischen Hohenlohe der Fall.

Von daher komme ich zu dem Schluß, daß eine Ortsgemeinde nur dann aufgelöst werden kann, wenn sie sich selbst auflöst.

Kooperationen von Kirchengemeinden sind oft sinnvoll. Aber vergesse man nicht: Kooperation kostet Zeit und Kraft und Geduld, Energien, die kooperationslos manchmal nachhaltiger verwendet werden können.

Die Auflösung von Gottesdienstplätzen ist im allgemeinen kontraproduktiv hinsichtlich der Beteiligung. Die Leute gehen nicht einfach an den anderen Ort. Je zentraler Gottesdienste sind, desto höheren „Qualitätsstandards“, was immer das auch sei, müssen sie genügen. Dabei muß Beteiligung am kirchlichen Leben wirklich ein Handlungsziel bleiben. Die Gemeindeaufbaukonzepte der letzten hundert Jahre

versuchten hier Wege zu finden. Und weit zuvor hat das protestantische Vereinschristentum in diesem Zusammenhang Vorbildliches geleistet. Als Teil der Zivilgesellschaft hat der Nationalsozialismus die christlichen Vereine aufgelöst. Und die kirchlichen Engführungen der Nachkriegszeit haben ein über Vereine organisiertes Christentum stark behindert. Solche Tendenzen haben mit zur Überlastung der Pfarrerschaft beigetragen und die Realisierung des Priestertums aller Gläubigen schwieriger gemacht.

Die Erfahrungen von Megakirchen scheinen eine großräumige Ortsorientierung möglich zu machen. Die charismatische Youido-Kirche in Seoul hat ein paar hunderttausend Mitglieder, die über die Riesenstadt hinweg wohnen, lange Zeit bei nur einer Zentralkirche. Aber sie hat auch unzählige lokale Hauskreise, die sich je einmal in der Woche treffen, gemeinsam die Bibel lesen, sich geistlich stützen, auch geistlich kontrollieren. Solche Gliederungselemente sind dann notwendig, wenn man höhere Partizipationsraten an den „Kernangeboten“ erreichen will.

Daß neben den Ortsgemeinden regionale kirchliche Dienstleistungszentren denkbar sind, habe ich bereits im Rahmen der Entwicklung meiner eigenen Zielperspektiven angesprochen.

Doch noch etwas zur Quantifizierung der Zielperspektiven: 50 Prozent parochiale Ortsgemeinden, 50 Prozent Profilkirchen unterschiedlicher Prägung soll es in Zukunft geben. Kann man die kirchliche Wirklichkeit eines Gebiets, wie das der Kirchen der EKD, mit derartigen pauschalen Verteilungen auch nur annähernd zureichend erfassen? Die Verhältnisse liegen doch überaus unterschiedlich und die Idee einer gleichmäßigen kirchlichen Versorgung in Deutschland ist schlicht illusionär.

Konklusion

Innerhalb des Christentums in Deutschland wird aller Vermutung nach der landeskirchliche Protestantismus am spürbarsten mit Gegenwind zu kämpfen haben. Seine Zukunftsfähigkeit entscheidet sich daran, wie weit es gelingt, seine Stärken

neuen Gegebenheiten anzupassen und ausbauen. Ich vermute, daß zentralistische Organisations- und Planungsmodelle nicht zum Ziel führen.

Abgeschlossen in der Woche nach meinem 75.Geburtstag.

Die EKD-Veröffentlichung:

Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert
Kirche der Freiheit
Ein Impulspapier des Rates der EKD

Herausgeber:
Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)
Herrenhäuser Str. 12
30419 Hannover